



Es geht um die Rechte, die jedem Menschen als Menschen zustehen. – Afrikanische Migranten in Santa Cruz de Tenerife. DAVID RAMOS / GETTY

## Identitätslinke relativieren die Menschenrechte

*Menschenrechte sind individuelle Grundrechte, die jedem Menschen zustehen, ganz unabhängig von kollektiven Zugehörigkeiten. Wenn nun kollektive Gruppenidentitäten über individuelle Menschenrechte gestellt werden, verlieren Letztere an Bedeutung. Gastkommentar von Armin Pfahl-Traugher*

Die Identitätslinke fördert einen Menschenrechtsrelativismus. Diese Aussage mag zunächst irritieren, engagiert sie sich doch für Minderheiten und deren Rechte – gemeint sind Diverse, Muslime oder «Persons of Color». Die Identitätslinke agiert gegen deren Diskriminierung, wobei die jeweilige Gruppenidentität im Zentrum stehen soll. Doch genau diese Annahme führt zu einem Menschenrechtsrelativismus. Was ist damit gemeint? Um diese Einschätzung besser zu verstehen, sind einige Begriffsdefinitionen notwendig.

Die Identitätslinke kann man von der Soziallinken unterscheiden. Diese klassische Linke beklagt die dem Kapitalismus eigene soziale Ungleichheit, ihr geht es um die Gesamtgesellschaft und alle sozial Benachteiligten. Dabei muss theoretisch kein Gegensatz zum Engagement für Minderheiten bestehen. Doch wenn auf der anderen Seite die Identitätslinke sich für soziale Fragen und die Mehrheitsgesellschaft kaum interessiert, ergibt sich durchaus ein realer Gegensatz.

Die Identitätslinke ist auf soziale Gruppen fixiert, die aufgrund ihrer geschlechtlichen, kulturellen oder religiösen Identität als benachteiligt gelten. Auf den ersten Blick geschieht dies im Einklang mit den Menschenrechten. Doch auf den zweiten Blick ist das Engagement problematisch, denn es geht um angebliche Gruppenrechte, nicht um reale Individualrechte. Die Identitätslinke sieht die Minderheiten als einheitliche Gruppen von diskriminierten Opfern. Ähnliches gilt umgekehrt für die Mehrheitsgesellschaft: Sie benachteiligt als Dominanzkultur. Es geht somit nicht mehr um individuelle Einstellungen, die bloss Zugehörigkeit zur privilegierten Mehrheit reicht. Minderheiten werden in dieser Sicht pauschal diskriminiert. Dadurch erhalten alte Identitätsmerkmale, etwa die Hautfarbe, wieder Relevanz. Dies zeigt sich in Aussagen wie: «Für Rassismus interessieren sich die Weissen nicht» oder «Rassismus von Schwarzen gegen Weisse gibt es nicht».

Gegen kritische Anmerkungen dazu wenden Identitätslinken gern ein, es gehe nur scheinbar um die Hautfarbe. Entscheidend sei, ob es sich um Angehörige einer diskriminierenden Mehrheitsgesellschaft oder einer diskriminierten Minderheitskultur handle. Doch bleibt dabei die Hautfarbe wichtig für die Unterscheidung. Die Argumentation der Identitätslinken übernimmt damit auch rassistische Deutungsmuster, nur mit umgekehrten Vorzeichen: Als Angehörige der Dominanzkultur werden «Weisse» als strukturell rassistisch eingestuft, dies unabhängig von ihren individuellen Einstellungen und Handlungen.

Pauschale Aussagen mit einseitig negativen oder einseitig positiven Inhalten über «die Schwarzen» wie über «die Weissen» stehen für solche Zerrbilder. Und damit offenbart sich eine erste Dimension von Menschenrechtsrelativismus. Dieser erfolgt aus der Fixierung auf die jeweilige Gruppe heraus, ohne den Individuen mit ihren persönlichen Prägungen eine grosse Relevanz zuzuschreiben.

Was ist nun aber mit Menschenrechtsrelativismus gemeint? Es geht um die Rechte, die jedem

Benachteiligten innerhalb von Minderheiten werden zu einem Tabuthema.

Menschen als Menschen zustehen, wobei es um den einzelnen Menschen unabhängig von seinen kollektiven Zugehörigkeiten geht. Wenn kollektive Gruppenidentitäten über individuelle Menschenrechte gestellt werden, dann schwindet deren Bedeutung. Genau das ist mit Menschenrechtsrelativismus gemeint. Bei der Identitätslinken zeigt sich dies daran, dass ein als diskriminiert geltendes Kollektiv nicht kritisiert werden darf. Denn die Benachteiligung setze sich fort, indem eine Gruppenidentität problematisiert werde. So erklärt sich, warum die Diskriminierung von Frauen in islamischen Gesellschaften kein Thema sein soll. Wenn Feministinnen so etwas doch kritisieren, gelten sie rasch als «antimuslimische Rassistinnen». Einwände im Namen universeller Menschenrechte können somit einen Rassismusverdacht auslösen. Indem sie Frauenrechte über eine Religionsidentität stellen, nehmen diese Feministinnen dann für die Identitätslinke einen «überlegenen Standpunkt» ein.

Indem die Gruppenzugehörigkeit bei der Identitätslinken im Zentrum steht, wird eine Abwehrhaltung gegenüber den Menschenrechten eingenommen – wenn diese mit einer kollektiven Identität von Minderheiten kollidieren. Die Identitätslinke verwirft daher letztlich die individuelle und universelle Dimension der Menschenrechte. Solche Muster finden sich übrigens auch bei Diktaturen und Nationalisten, die innere Angelegenheiten vor externer Kritik abschotten wollen.

Benachteiligungen innerhalb von Minderheiten werden zu einem Tabuthema. So bilden etwa Antisemitismus, Frauendiskriminierung oder Homosexuellenfeindschaft eine auffällige Leerstelle, wenn es etwa um den Blick auf die muslimische Gemeinschaft geht. Wenn derartige Einstellungen in der Mehrheitsgesellschaft vertreten werden, kritisiert man dies demgegenüber berechtigterweise. Es sind solche doppelbödigen Standards, die gegen die menschenrechtliche Glaubwürdigkeit der Identitätslinken sprechen.

Armin Pfahl-Traugher ist Politikwissenschaftler und Soziologe und lehrt als Professor an der Hochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung in Brühl.

Die von der Nasa auf den Mars gebrachte Sonde, die nun seit einigen Wochen physikalische Daten, Bilder, Töne zur Erde funkt, ist eine technologische Meisterleistung und verdient die grösste Bewunderung. Doch in die Bewunderung mischen sich allerlei skeptische Vorbehalte. Denn die Fragen, die dem Rover Perseverance, den Kameras und Spektroskopen übertragen wurden, die Fragen nach Wetter, Staub, Felsen und Leben auf dem Mars, stellen sich mit höherer Dringlichkeit auf der Erde. Die Veränderungen auf dem alten Erdplaneten im Zeichen des Klimawandels benötigen alle menschliche Phantasie und Intelligenz. Die Expansion des Wissens hat höchste Priorität. Der Export menschlichen Lebens in den Weltraum hat zwar technische Wunderwerke hervorgebracht, aber er ist überholt. Er ist märchenhaft und romantisch und völlig unzeitgemäss.

Die Reisen auf den Mond und den Mars werden von dem alten amerikanischen Mythos des «New Frontier» getragen. Ihn hat vor 130 Jahren der Historiker Frederick Jackson Turner ins kollektive Bewusstsein Amerikas geschrieben. Danach entspräche es dem Wesen der Amerikaner, die Grenzen der zivilisierten und belebten Welt immer weiter vorzudrücken: erst die Entdeckung Amerikas, dann die Einwanderung, dann die Besiedelung des Kontinents, zuletzt der Weg nach Westen. 1960 rückte Präsident John F. Kennedy die «neuen Grenzen» ins All vor und proklamierte die Landung auf dem Mond. Sechzehn Jahre später verschob der Physiker Gerald K. O'Neill die Grenzen noch ein Stückchen weiter ins Unendliche. In seinem Buch «The High Frontier» entwickelte er die Idee von Menschenkolonien im Weltraum.

Nur leicht abgewandelt findet sich die New-Frontier-Idee auch in der auf den Fallschirm der Nasa-Sonde codierte Devise «dare mighty things». Sie macht überdies explizit, dass die Mars-Mission nicht nur eine kühne wissenschaftliche Unternehmung ist, sondern dass die Raumfahrt neben zivilisatorischen und wissenschaftlichen vor allem militärische Grenzen überschreiten soll. Das klingt hypermodern, und eben darum ist es Techno-Romantik.

## Unser Mars ist die Erde

*Die jüngste Mars-Mission zeugt von höchstem technischem Menschenverstand. Dennoch ist der Traum von der Eroberung des Alls obsolet. Wo sind wir mit der Corona-Pandemie gelandet? Auf dem Boden höchst irdischer Tatsachen. Gastkommentar von Manfred Schneider*

Dieser amerikanische Mythos wirkt nämlich in manchen Köpfen als Obsession fort. Jeff Bezos, der die Menschheit bereits mit dem Amazon-Wunder beglückte, hat sich von O'Neills «High Frontier» anregen lassen und plant gigantische Weltraumsiedlungen. Millionen solcher als irdische Habitate ausgestatteter Weltraumvehikel von einer Meile Länge sollen wiederum Milliarden Menschen durchs All kutschieren. Bezos meint, dass sich die irdischen Probleme – Klimawandel, Überbevölkerung und Migration – nicht mehr anders als durch ein Exil im Weltraum lösen lassen.

Ein lustiger Streit um die Plätze in diesen Überlebensvehikeln zeichnet sich ab. Dabei werden tat-

sächlich nur die Gated Communities, in denen sich heute wohlhabende Grossstadtbürger einschliessen, in den Orbit verlagert, und die Erde bleibt als Service-Station und Nachschubressource übrig. Das bedeutet «dare mighty things» in der Sprache der Supermilliardäre. Der Techno-Phantast Elon Musk steht in seinen Weltraumphantasien Jeff Bezos in nichts nach. Einmal Kolumbus sein.

Es ist an der Zeit, dass die politische und wissenschaftliche Dynamik hin zu «New Frontiers» noch eine weitere Grenze passiert: Sie muss die Techno-Hybrid hinter sich lassen. Sie muss weit über den Weltraum und die Planeten hinausdenken und den Erdplaneten entdecken. Es gibt genug Neues auf

der alten Erde. Denn bisher ungesehene Steinlandschaften, ebenso schön wie ferne Planeten, tauchen auf unserem Globus gleich nebenan in unauffälligem Tempo auf. Unter den schmelzenden Gletschern des Himalajas, in Alaska wie auch im Polarmeer des russischen Nordens werden neue Kontinente sichtbar. Zugleich breiten sich neue Wüsten aus, wo die Nasa-Sonden und die Biodektoren demnächst nach verschwundenem Leben suchen können. Die Bilder dieser Wüsten unterscheiden sich nicht von den hochauflösenden Fotos, die uns vom Mars erreichen.

Passend zum geplanten Weltraumexil der Reichen und Superreichen hat der französische Soziologe Bruno Latour sein «terrestrisches Manifest» unter dem Titel «Où atterrir?» veröffentlicht. Wo können wir wieder Boden unter die Füsse bekommen? Das ist die politische Frage, jenseits von rechts und links. Es geht Latour natürlich nicht um die Sorge, wo künftig die Bezos-Weltraumvehikel landen sollen, sondern um die «grosse Neuentdeckung der Erde». Er leitet damit eine fundamentale politische Neuorientierung im Zeichen der in rasantem Wandel befindlichen Erde ein. Und in seinem neuesten Buch «Où suis-je?» denkt er nach über die beispiellos harte Landung von uns Erdweissen durch die Erfahrung der Corona-Pandemie. Wo sind wir gelandet? Nicht auf dem Mars, sondern auf der Erde.

In den letzten Jahren kursierte ein Witz über Präsident Trump, der sich damit brüstete, dass die Amerikaner demnächst auf der Sonne landen würden. Auf den Einwand, dass es dort vielleicht zu heiss sein könnte, entgegnete er, dass man dort nachts niedergehen könnte. Nimmt man diese Nacht im übertragenen Sinn, dann ist die Techno-Hybrid unserer Tage eine Nacht, aus der uns nur neue Aufklärung herausführen kann.

Manfred Schneider ist emeritierter Professor für deutsche Literaturwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum.